



Newsletter vom 11. 4. 2021

Inhalt

Vom Familien-Literaturclub bis zur Lernstube für Erwachsene – es gibt immer eine Chance	1
10.4.2021, Marianne Wüthrich	1
Familien- Literaturclub.....	3
Tagblatt der Stadt Zürich 7.4.2021, Die Angelones, Rita Angelone	3
Eine Kultur jenseits der Erledigungsmentalität.....	4
Journal 21, 25.3.2021, Carl Bossard	4
„Wir produzieren zu viele Akademiker für Jobs, die es nicht mehr gibt“	6
Condorcet Bildungsperspektiven 6.4.2021	6
Matura nach Lehre erleichtern.....	7
NZZ am Sonntag 28.3.2021, Schweiz	7
Schulen besser durchmischen.....	8
NZZ am Sonntag, 28.3.2021, Schweiz, René Donzé	8
«Kinder sind keine Betonröhren»	9
NZZ am Sonntag 4.4.2021, Leserbriefe	9
Smalltalk statt Fremdsprache: KV steht vor grossem Umbau	10
NZZaS 4.4.2021, Schweiz, René Donzé	10
Die Volksschule trotz der Pandemie.....	11
NZZ 29.3.2021, Meinung & Debatte, Tribüne, Gastkommentar von <i>Thomas Minder</i>	11
Was sich aus Unterricht im Coronamodus lernen lässt	12
Condorcet Bildungsperspektiven, 4. April 2021, Gastautor Ralf Lankau	12
«60 Prozent Sinnlosigkeit, 30 Prozent Langeweile, 10 Prozent Social Media».....	16
NZZ 30.3.2021, Schweiz, Ronja Fankhauser Autorin	16
«Ich habe gemerkt, dass ich verloren bin».....	16
Tages-Anzeiger 4.6.2021, Zürich, Liliane Minor	16

Vom Familien-Literaturclub bis zur Lernstube für Erwachsene – es gibt immer eine Chance

10.4.2021, Marianne Wüthrich

Im vorliegenden Newsletter finden Sie verschiedene Ansätze, an Fragen rund um die Schule und die Erziehung heranzugehen. Um bei der Lektüre die Orientierung zu behalten, empfiehlt es sich, als roten Faden einige pädagogische Kernpunkte dabeizuhaben: Wir Erwachsenen haben die Aufgabe, den jungen Menschen die Welt zu zeigen, sie beim Lernen anzuleiten, ihnen über Klippen hinwegzuhelfen, echte Freude an ihren positiven Schritten zum Ausdruck zu bringen, auf negatives Verhalten adäquat zu reagieren.



«Ohne Frau Mirjam könnte ich das nicht»

Auch in dieser Ausgabe freuen wir uns über Carl Bossards wertvolle pädagogische Gedanken, diesmal zur Bedeutung des «Wie», zum Beispiel wenn wir Kinder zum Lesen lernen gewinnen wollen. Als gelungenes Lese-Unternehmen stellen wir den «Familien-Literaturclub» von Rita Angelone an den Anfang – eine Freude, wenn das in einer Familie gelingt. Auch unser Schlussspunkt («Ich habe gemerkt, dass ich verloren bin») zeigt ein ermutigendes Beispiel, diesmal eines Berufsmannes, der einige Jahre vor der Pensionierung seine Stelle verliert und merkt, dass seine sprachlichen Grundlagen nicht reichen, um eine Bewerbung zu schreiben. In der Lernstube fasst er mit Hilfe seiner Lehrerin neuen Mut: «Ohne Frau Mirjam könnte ich das nicht» – heute noch nicht, aber morgen will er es selbst können. Von dieser konstruktiven Art, Schwierigkeiten anzupacken und zu meistern, könnte sich die Literaturstudentin, deren Leben aus «60 Prozent Sinnlosigkeit, 30 Prozent Langeweile, 10 Prozent Social Media» besteht, eine dicke Scheibe abschneiden. Ob sie schon einmal daran gedacht hat, dass Berufsleute wie Drago Dragicevic, die ihr Leben lang arbeiten und Steuern bezahlen, ihr Studium ermöglichen? Wie wäre es, wenn sie mithelfen würde, junge oder ältere Menschen mit Sprachdefiziten ins Lesen und Schreiben einzuführen? Eine sinnvolle Methode, um Langeweile und Sinnlosigkeit loszuwerden.

"Kinder sind keine Betonröhren und Schulen keine Abstellplätze"

Damit schlagen wir den Bogen zum Interview mit dem britischen Journalisten David Goodhart in der «WELT», das wir im Condorcet-Blog gefunden haben («Wir produzieren zu viele Akademiker für Jobs, die es nicht mehr gibt»). Interessant sind seine Beobachtungen, dass die steigende Hochschulquote sich auf Produktion und Innovation eher negativ ausgewirkt hat. Allerdings lässt Goodhart sich zuweilen zu Äusserungen hinreissen, die zeigen, dass ihm die duale Berufslehre und die kenntnisreichen, klugen Handwerker, die sie hervorbringt, offenbar fremd sind: «... viele der Kopfarbeiter heute vollziehen Routinearbeiten und sind *nicht fähiger als viele Handarbeiter.*» Oder weniger fähig?

Zur merkwürdigen Idee, mit Hilfe von Algorithmen(!) «Schulen besser (zu) durchmischen», indem man Schulkinder gemäss komplizierten Berechnungen auf andere Schulen verteilt, weisen wir auf die deutlichen Antworten der drei Leserbriefschreiber hin: «Kinder sind keine Betonröhren und Schulen keine Abstellplätze», so unser geschätzter Kollege Hans-Peter Köhli.

KV-Reform - so nicht!

René Donzès Bericht über die laufende KV-Reform («Smalltalk statt Fremdsprache: KV steht vor grossem Umbau») ist zu entnehmen, dass die Reformer offensichtlich nichts aus der Bildungsmisere des Lehrplan 21 gelernt haben. Sie wollen doch tatsächlich anstelle der Schulfächer «Handlungskompetenzbereiche» einführen! Eine Fremdsprache (Französisch?!) soll als Pflichtfach abgeschafft werden und statt einem Deutschunterricht, der diesen Namen verdient, würden die Schülerinnen das Führen von «anspruchsvollen Beratungs- und Verhandlungsgesprächen» und Ähnliches lernen. Als ob Gesprächsführung losgelöst vom Inhalt gelernt werden könnte! Selbstverständlich muss ein KV-Lehrling sich zuerst umfassendes Wissen und Berufserfahrung aneignen, bevor seine Ausbilderin ihn für Kundengespräche einsetzen kann. Gegen den geplanten Abbau der qualitativ hochstehenden KV-Ausbildung müssten die Lehrbetriebe sich lautstark wehren – oder versprechen sie sich etwa von der «Kompetenzorientierung» bessere Lernerfolge? Was können wir zur Verhinderung dieses schwerwiegenden Irrtums beitragen?

Schulen als sozialen Lebensraum des Miteinanders und gemeinsamen Lernens gestalten

Sehr lehrreich ist der Artikel des Informatik-Experten Ralf Lankau («Was sich aus



Unterricht im Coronamodus lernen lässt»). Er führt verschiedene Studien an, die belegen, dass die allermeisten Tätigkeiten von Lehrkräften in der Volksschule nicht automatisierbar sind. Aus der Tatsache, dass viele Schüler im Fernunterricht nicht so gut vorangekommen sind, schliesst Lankau, man sollte beträchtliche Mittel in die Bildung statt in die Digitalisierung stecken, das heisst in den Schulen mehr Stellen schaffen. Das Wichtigste, was aus dem Fernunterricht zu lernen sei, so Lankau zum Schluss: «Der Mensch ist ein soziales Wesen und kann sich nur in Gemeinschaft sozialisieren. Daher müssen wir Schulen viel stärker als einen sozialen Lebensraum des Miteinanders und gemeinsamen Lernens gestalten, statt Kinder und Jugendliche immer früher an Rechner zu vereinzeln." Ganz meine Meinung.

Nun haben Sie die Wahl, im Newsletter zu blättern und zu lesen. Wir wünschen anregende Lektüre!

Redaktion Starke Volksschule Zürich

Marianne Wüthrich

Familien- Literaturclub

Tagblatt der Stadt Zürich 7.4.2021, Die Angelones, Rita Angelone

Über zehn Jahre lang habe ich meinen Jungs Abend für Abend Geschichten vorgelesen. Geprägt von meinen eigenen schönen Kindheitserinnerungen, habe ich das wundervolle Ritual des Vorlesens in meiner Familie so lange wie nur möglich gepflegt. Auch wenn ich in all den Jahren manchmal der Sache schon fast überdrüssig geworden war, so vermisse ich heute diese intimen Momente.

Seit beide Jungs nun in der Oberstufe sind, haben sich unsere Tagesabläufe stark verändert. Die Zubettgehzeiten haben sich enorm nach hinten verschoben. Abends bleibt keine Zeit mehr, um noch miteinander Geschichten zu lesen. Die Jungs ziehen es heute vor, selber ein paar Seiten in ihren Büchern zu lesen und danach direkt einzuschlafen. In die Welt der Bücher tauchen wir aber immer noch alle zusammen ein. Schon fast nach dem Vorbild des TV-Literaturclubs besprechen wir heute die von uns allen gelesenen Bücher am Familientisch. Angefangen von «Der kleine Hobbit» über «Der Herr der Ringe» bis hin zu «Harry Potter» oder «Erebos» – herrlich, wie viel ursprünglich für Jugendliche gedachte Literatur auch für Erwachsene spannend ist und entsprechend oft und gerne von Eltern gelesen wird! Ganz zu schweigen von Klassikern wie «Der kleine Prinz», «Das fliegende Klassenzimmer» oder «Die unendliche Geschichte».

Besonders schön ist es aber gerade jetzt, mit den Jungs zusammen in die Welt der Literaturklassiker einzutauchen, die sie in der Schule lesen und die wir als Eltern auch kennen. Die gemeinsamen Buchbesprechungen ermöglichen uns nicht nur ein Gemeinschaftserlebnis, sondern wecken wiederum eigene schöne Kindheitserinnerungen und stärken die Familienbande. Gerade in einer Phase, in welcher der Ablösungsprozess voll im Gange und die Kommunikation mit Jugendlichen nicht mehr ganz so einfach ist.

Rita Angelone schreibt jede Woche über den ganz normalen Wahnsinn ihres Familienalltags.



Eine Kultur jenseits der Erledigungsmentalität

Journal 21, 25.3.2021, Carl Bossard

Aus der Leidenschaft für die Welt entstünde die Leidenschaft fürs Pädagogische, meinte die Politphilosophin Hannah Arendt. Diese Haltung kann schulisch viel bewirken. Eine Spurensuche.

Ein vergilbter Artikel hat allen Aufräumaktionen getrotzt. Es ist die Geschichte des Tessiner Briefträgers Guerino Saglini. Sein Leben lang hat er für die Post gearbeitet. Was denn einen guten Pöstler ausmache, fragte ihn die NZZ beim Übertritt in die Pension. „Passione! Leidenschaft!“, sagte Saglini kurz und bündig. Keinen Tag sei er ohne Freude zur Arbeit gegangen, fügte er bescheiden bei.¹

Im Handeln prägt das Wie jedes Was

Die Leute von Biasca schätzten den Postboten Saglini. Für alle hatte er ein freundliches Wort, ja er zog vor ihnen sogar seinen Pöstlerhut, verbunden mit einem frohen „buona giornata“. Vielleicht liegt das Geheimnis seines Wirkens im schlichten Satz: „Ich habe diese Arbeit geliebt.“ Während 46 Jahren. Saglini, der Briefträger aus Leidenschaft, wirkte mit seiner Person – mit seiner Art des Tätig-Seins, seiner Denkweise, seiner Sprache.

„Im Handeln prägt das Wie jedes Was.“ Es ist stärker als jedes Was. Der Satz geht auf die politische Denkerin Hannah Arendt zurück. Saglini, der passionierte Pöstler, verteilte Briefe und Zeitungen; das war seine Arbeit, sein tägliches Was. Bei den Menschen von Biasca gewirkt aber hat er mit seinem Wie. Zwischen ihm und seinen Postkunden baute sich darum so etwas wie eine gemeinsame Welt auf.

Die Form konstituiert den Inhalt

„Die Welt liegt zwischen den Menschen“, betonte Hannah Arendt, als sie sich 1959 für den renommierten „Lessing-Preis der Freien und Hansestadt Hamburg“ bedankte.² Und dieses „Zwischen“, so Arendt, sei entscheidend. Hier bilde sich die gemeinsame Welt vieler Menschen in ihrer Vielfalt und Verschiedenheit.

Und eine gemeinsame Welt bildet sich auch im Unterricht – zwischen den Lehrpersonen und ihren Schülerinnen und Schülern, im Zusammenspiel verschiedener Generationen. Darum ist dieses „Dazwischen“ so wichtig – das Emotionale, das Beziehungshafte, das Dialogische. Es entsteht und besteht in der Art des Handelns, des Denkens und Sprechens, mit der Erwachsene agieren und dabei auf die jungen Menschen wirken. Atmosphärisch formuliert, könnte man vom halb vergessenen Vorbild sprechen. Unterricht wirkt eben nicht primär über das Was – so grundlegend dieses inhaltliche Was ist – als vielmehr durch das bereits erwähnte Wie des Denkens und Handelns. Die Form konstituiert den Inhalt. Dieser Primat wäre das Prinzip allen pädagogischen Handelns. Ein solches Grundgesetz führt zu einer Kultur jenseits der Erledigungsmentalität.

Im Wie offenbart sich die Person

Hinter dem Was, hinter den Sachen und Stoffen, hinter den Inhalten, Methoden und Lehrmitteln kann sich ein Lehrer förmlich verstecken. Hinter seine Art zu handeln, sein Wie, aber kann sich keiner zurückziehen. Im Wie zeigt sich die Person. Und es ist die Person, die im Unterricht wirkt: mit ihrem Engagement, mit ihrer Leidenschaft für die Welt, mit ihrem Feu sacré für die Sache – und damit für die Schülerinnen und Schüler. Unter-

¹ *Ins Licht gerückt: 16 862 Tage für die Post, in: NZZ, 23.08.2007, S. 9.*

² *Reinhard Kahl, Hannah Arendt zum 100. Geburtstag: Ihre Aktualität ist ungebrochen, in: DIE WELT, 10.10.2006.*



richt hängt eben entscheidend von dem Faktor ab, den eine frühere Literatur „Lehrerpersönlichkeit“ nannte. Die Political Correctness verbietet heute den Ausdruck, und doch trifft er zu. Lehrerinnen und Lehrer bringen ihre Persönlichkeit in den Unterricht ein – und nicht einfach ihr Wissen oder, wie es heute heisst, ihre „professionelle Kompetenz“. Und zu dieser Persönlichkeit bauen die jungen Menschen eine vertrauensvolle Beziehung auf.

„Wenn sie von Formen und Zahlen sprach, glühten ihr die Wangen und funkelten ihr die Augen, wie wenn Kinder von Schokolade-Glace reden.“³ So erinnert sich eine Berufsfrau an ihre vitale Primarlehrerin. Jahre später noch sieht sie deren Augen und Backen, fühlt die Atmosphäre und spürt die Freude am Lernen, wie sie offen bekennt.

Die begeisternde Lehrperson als Lesevermittlerin

Da war eine Lehrerin am Werk mit einer Leidenschaft für die Unterrichtswelt und damit einer Leidenschaft fürs Pädagogische. Wie diese Passion wirken und was sie bewirken kann, zeigt ein zweites Beispiel: Junge Menschen zum Lesen führen und sie fürs Medium Buch gewinnen, gehört heute zu den dringendsten und verantwortungsvollsten Aufgaben einer guten Schule. Der Weg führt über ein angeleitetes, konsequentes Lesetraining und über einen inspirierenden Literaturunterricht. Wie wichtig dabei die Lehrperson ist, betont Professor Klaus Gattermeier. Er bildet an der Universität Passau Lehrer aus. Es komme, so sagt der deutsche Leseforscher illusionslos, „rein auf die individuellen Fähigkeiten und die Begeisterung des Lehrers an“.⁴ In zahlreichen empirischen Studien konnte er seine Aussage nachweisen.

Lehrer als entscheidende Lesevermittler wirken über ihr Vorbild und ihren Enthusiasmus. Es ist das Wie, das über das Was zu einer stabilen, gelebten Lesekompetenz führt.

Effizienz allein ist es nicht

Guerino Saglini, Briefträger aus Passion, ging früher in Pension. Warum? Im Zuge einer Postreform rüffelte ihn ein Inspektor aus Bern. Mit der Stoppuhr erfasste er Saglinis Arbeitsschritte und mass seine Zustelleffizienz. „Vor allen Menschen den Hut ziehen? Das ist [für die Post] zu teuer!“, beschied ihm der Kontrolleur aus der Berner Zentrale. Saglini zog die Konsequenzen; er quittierte seinen Dienst.

Das Wie ist durch keine Messbarkeit einzuholen

Gemessen hat der Funktionär einzig das Was, den Output. Das Wie ist nicht quantifizierbar. Wie wichtig dieses Wie ist, weiss jede gute Lehrerin, das hat jeder engagierte Lehrer verinnerlicht. Dieses Wie ist durch keine Messbarkeit einzuholen, was heute oft vergessen geht. Gemäss „Lehrplan 21“ soll sich ja jedes schulisch vermittelte Wissen als ein Können kontrollieren und quantifizieren lassen. Kompetenzraster formulieren die Lerneffekte; sie werden in ein testfähiges Format transferiert und mit den Messmethoden der empirischen Bildungsforschung erfasst. Die Resultate münden nicht selten in Rankings.

Die Verwaltung hat Saglini auf seine Effizienz reduziert und damit auf sein Was zurückgestuft. Lehrerinnen und Lehrern geht es ähnlich; so sieht es einer, der selber Lehrer war, der Dichter Peter Bichsel. Die Schullehrer seien „schon längst [...] zu Bildungsvollzugsbeamten geworden“, bedauert er.⁵ Und viele Lehrpersonen müssen ihm wohl recht geben.

³ Stephan Ellinger, Johannes Brunner: *Alp-Traumlehrer. Von flüchtigen Fledermäusen und multikulturellen Frohnaturen. Studierende erinnern sich. Teilheim: Gemma-Verlag, 2015, S. 75.*

⁴ Uwe Ebbinghaus: *Nehmt die Schüler endlich ernst! In: FAZ, 17.03.2021, p. 9.*

⁵ Peter Bichsel: *Kinderarbeit im Bildungsvollzug, in: Ders., „Über das Wetter reden. Kolumnen 2012-2015. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2015, S. 33f.*



„Wir produzieren zu viele Akademiker für Jobs, die es nicht mehr gibt“

Condorcet Bildungsperspektiven 6.4.2021

Der Condorcet-Blog veröffentlicht hier ein bemerkenswertes Interview, das die WELT-Journalistin Andrea Seibel mit dem britischen Journalisten und Autor David Goodhart (64) führte. Goodhart veröffentlichte kürzlich sein Buch „Kopf, Hand, Herz. Das neue Ringen um Status. Warum Handwerks- und Pflegeberufe mehr Gewicht brauchen“. Darin prognostiziert er ein jähes Ende der Akademisierung, die er in vielen Bereichen für nutzlos hält.

Lange glaubte man, es sei gut, wenn möglichst viele Menschen studieren, sagt der Autor David Goodhart. Doch das Gegenteil sei wahrscheinlicher. Er prognostiziert einen Rückbau der Massenunis mitsamt ihrer akademischen Tyrannei.

David Goodhart ist froh, dass seine Eltern, die vor einigen Jahren starben, Corona nicht mehr erleben mussten. Auch die Kinder sind aus dem Haus. Und vor seiner Tür liegt Hampstead Heath, der wunderbare Park in London. Ihm geht es also gut. Goodhart hat viel ZDF geschaut in den letzten Wochen und Monaten.

Der Vergleich Deutschlands mit Großbritannien reizt ihn. Ein Fazit ist, dass die Briten risikobereiter sind als die Deutschen. Das zweite: Wir geben der Politik zu viel Bedeutung und Einfluss. Das Leben und die kulturellen Eigenheiten seien stärker als die Politik.

WELT: *Unsere Parlamente und Institutionen sitzen voller Akademiker, das Studium ist in unseren Leistungsgesellschaften zum einzigen Ausweis für Aufstieg und Wohlstand geworden. Aber wenn alle studieren und alle nur Akademiker sein wollen, stimmt etwas nicht mit der Gesellschaft. Was tun?*

David Goodhart: Die Dinge sind aus der Balance geraten. Aber bitte, verstehen Sie mich nicht falsch. Wir benötigen mehr denn je hohe Intelligenz, schauen Sie doch allein, mit welcher Geschwindigkeit die Wissenschaft Corona-Impfstoffe entwickelte. Auch für den Klimawandel braucht es technisch-wissenschaftliche Expertise. Aber man muss wirklich nicht die Hälfte aller Schulabgänger an die Universitäten schicken, um eine gedeihliche Wissenschaft zu erreichen? Wir haben mittlerweile den Wendepunkt erreicht, weil wir zu viele Akademiker für Jobs produzieren, die es so nicht mehr gibt, und haben gleichzeitig massive Engpässe in der Pflege und dem Bereich technischer Entwicklung und Instandhaltung.

WELT: *Viele Menschen, so sagen Sie, die nicht studieren, fühlen sich abgehängt, nicht respektiert, nicht gebraucht. Sie erklären mit dieser Entfremdung auch den gewachsenen Populismus.*

Goodhart: Die Ausbreitung der höheren Bildung samt kognitiv-professioneller Elite ist der Elefant im Raum des Populismus. Menschen, die nicht zur Uni gehen, erleben, dass die besten Jobs für die Hochschulabgänger reserviert sind. Ein erfolgreiches Leben scheint nur dann gegeben, wenn man studiert hat und Teil der akademisch-kognitiven Klasse wird. Doch wie gesagt, der Gipfel dieser Bewegung ist überschritten.

WELT: *Haben wir denn jemals demokratische Gesellschaften erlebt, in denen Kopf, Handwerk und Herz in einer Balance waren? Vielleicht in der Nachkriegszeit, aber die war weniger komplex.*

Goodhart: Der Gedanke, dass die Arbeit des Kopfes jener des Körpers oder des Herzens überlegen ist, stammt aus der Antike. Doch erst in den letzten Jahrzehnten entwickelte sich dieser starke Impuls der kognitiv-analytischen Arbeit. Zwischen 1970 und 2000



machte es durchaus Sinn, mehr Akademiker zu fördern. Durch den Ausbau des Sozialstaates entstanden viele solcher Jobs im medizinisch-therapeutischen Bereich, der Bildung und Hochschulbildung. Zudem produzierte die Wissensökonomie neue Arbeitsplätze in der Informationstechnologie. Wie Sie sagen, alles wurde komplexer. Wenn nur zehn Prozent der Schulabgänger an die Universität wechseln, wird das Statusgefüge der Gesellschaft nicht so leicht verletzt. 40 bis 50 Prozent aber führen zu einer großen Kluft. Und einer unfairen dazu. Niemand neidet einem brillanten Wissenschaftler oder Denker den Status und Erfolg, aber viele der Kopfarbeiter heute vollziehen Routinearbeiten und sind nicht fähiger als viele Handarbeiter. Und doch haben sie weitaus höhere Einkommen.

WELT: *Es ist ernüchternd und spannend zugleich, dass es keinen direkten Zusammenhang zwischen dem Bildungsniveau der Bürger und dem Wirtschaftswachstum zu geben scheint.*

Goodhart: Das ist der zentrale Punkt. Wir haben zu schnell geglaubt, es wäre gut für die Jugend wie auch für die Ökonomie, wenn so viele wie möglich studieren. Doch das Gegenteil scheint der Wahrheit näher zu kommen. Produktivität und Innovation jedenfalls sanken dramatisch genau in der Zeit, als die Hochschulquote anstieg und die Investitionen in Forschungseinrichtungen nie höher waren.

[...]

David Goodhart (64) ist ein britischer Journalist und Autor mehrerer Sachbücher. Er war Deutschland-Korrespondent der „Financial Times“ von 1988 bis 1991. Sein letztes Buch ist: „The Road to Somewhere. Die populistische Revolte und die Zukunft der Gesellschaft“ (2017). Gerade erschien bei Penguin „Kopf, Hand, Herz. Das neue Ringen um Status. Warum Handwerks- und Pflegeberufe mehr Gewicht brauchen“.

Dieses Interview erschien zuerst in der WELT (3.4.21) und wurde von Andrea Seibel geführt.

[Mehr...](#)

Matura nach Lehre erleichtern

NZZ am Sonntag 28.3.2021, Schweiz

Im Kanton Zürich könnte der Weg zur Berufsmaturität im Anschluss an die Berufslehre (BM2) erleichtert werden. Konkret geht es um die teilweise Abschaffung der Aufnahmeprüfung. Dies aufgrund der Erfahrungen mit einer Ausnahmebestimmung während des Corona-Lockdowns. Damals wurde auf die Prüfung verzichtet für Lernende mit einem Notendurchschnitt von mindestens 5. Das führte zu knapp 20 Prozent mehr Anmeldungen. Nun zeigt sich, dass im ersten Semester nur geringfügig mehr Schüler ausgeschieden sind als in den Vorjahren, die Drop-out-Quote liegt bei 12 Prozent. «Die prüfungsfreie Zulassung scheint sich zu bewähren», sagt Niklaus Schatzmann, Leiter des Mittelschul- und Berufsbildungsamtes. Nach Ende des Schuljahres werde der Bildungsrat darüber befinden, ob auch künftig auf die Aufnahmeprüfung verzichtet werde. (rd.)



Schulen besser durchmischen

NZZ am Sonntag, 28.3.2021, Schweiz, René Donzé

Zürich, Bern und Uster wollen sozial benachteiligte Kinder gleichmässiger verteilen

Wo ein Kind zur Schule geht, beeinflusst sein späteres Leben. Statistiken belegen, dass Kinder aus Schulen mit hohem Anteil an fremdsprachigen und bildungsfernen Eltern deutlich weniger Schulerfolg haben. Seit Jahren schon befasst sich Oliver Dlabac vom Zentrum für Demokratie Aarau mit diesen Effekten. Nun legt er eine neue und umfassende Studie vor. «Unsere Analysen bestätigen, dass in der Schweiz dasselbe Kind je nach Zusammensetzung der besuchten Schule unterschiedliche Chancen auf Schulerfolg und in der weiteren persönlichen und beruflichen Entwicklung hat», ist sein Fazit.

Der Unterschied im Lernstand beträgt am Ende der obligatorischen Schulzeit bis zu ein Jahr. Und da die Schulen heute die Zusammensetzung der Wohnbevölkerung in der unmittelbaren Umgebung abbilden, haben Kinder in bestimmten Quartieren per se schlechtere Chancen. Was in Zürich etwa in Schwamendingen oder in der Grünau der Fall ist, zeigt sich in Bern in den Quartieren Bethlehem und Bümpliz. Das ist die schlechte Nachricht.

Erfahrungen sammeln

Die gute ist: Mit einer intelligenteren Zuteilung der Kinder zu den Schulhäusern lassen sich solche Unterschiede verkleinern. Dafür haben Dlabac und sein Team einen Algorithmus entwickelt. Während heute in der Regel die Kinder dem nächsten Schulhaus zugeteilt werden, verwendet das Programm soziale Kriterien, um eine gute Durchmischung zu - erreichen: Bildungsstand der Eltern, Einkommen und Fremdsprachigkeit. Die Studie zeigt: Die soziale Belastung liesse sich in vielen Schulhäusern problemlos senken, ohne dass sie an anderen Orten übermässig zunimmt. «Es ist ohne weiteres eine Reduktion des Anteils benachteiligter Schüler um fünf bis zehn Prozent zu erreichen», sagt Dlabac.

Nun wollen die Städte Bern und Uster (ZH) sowie zwei Schulkreise in der Stadt Zürich (Waidberg, Uto) das System testen. «Der Ansatz ist interessant, die Umsetzung in der Praxis aber komplex», sagt Zürichs Stadtrat und Schulvorsteher Filippo Leutenegger (fdp.). Er begrüsst einen Versuch, um Erfahrungen zu sammeln. Seine grüne Berner Kollegin Franziska Teuscher sieht Handlungsbedarf bei der Durchmischung: «Es geht uns um mehr Chancengerechtigkeit. Wir sind am Programm interessiert, weil es einen Beitrag dazu leisten kann.»

Noch sind die Beschlüsse nicht definitiv. In Zürich muss die Zentralschulpflege die Finanzierung bewilligen. In Bern befasst sich eine Arbeitsgruppe mit dem Thema. In Uster hingegen haben die Primarschulpflege und der Stadtrat bereits entschieden. «Wir wollen einen Vergleich zur bisherigen Praxis herstellen», sagt Stadträtin Patricia Bernet (sp.). Die Tests mit dem Computerprogramm haben in den Städten bereits begonnen, eine Einführung wäre ab 2022 möglich.

Eine Verteilung von Schülern nach sozialem Status ist nicht ohne Brisanz. Das stellen auch die angefragten Schulpräsidentinnen und -präsidenten fest. Im Stadtzürcher Schulkreis Waidberg etwa leben viele Akademiker und Expats. Der Druck, die Kinder ans Gymnasium zu bringen, ist dort gross. Die Platzierung zusätzlicher Kinder aus bildungsfernen Familien in einzelnen Klassen könnte auf Skepsis stossen. Schulpräsidentin Gabriela Rothenfluh aber ist überzeugt, dass eine bessere Durchmischung nur Vorteile bringt, etwa für die Sozialkompetenz der Kinder. «Ich erwarte jedoch keine allzu grossen Verschiebungen, da die Bevölkerung in unserem Schulkreis in den einzelnen Quartieren ziemlich homogen ist», sagt sie.



Gymiquoten angleichen

Grösser sind die Unterschiede im Schulkreis Uto. Schulpräsident Roberto Rodriguez sagt, dass man schon heute bei der Schulzuteilung soziale Aspekte berücksichtige. «Allerdings machen wir das diskret im Hintergrund.» Ein Programm könnte das Verfahren objektivieren und effizienter machen. «Es wäre schön, wenn sich so die Gymiquoten zwischen den Schulen etwas angleichen liessen», sagt Rodriguez. Vera Lang Temperli, Schulpräsidentin des Kreises Glatttal, hat sich gegen den Versuch entschieden. Sie zweifelt daran, dass die Resultate von allen Eltern akzeptiert würden, und fragt: «Lassen sich die Zuteilungen im Rekursfall auch rechtsgenügend begründen?»

Studienleiter Oliver Dlabac betont, dass das Programm dafür sorgt, dass keine Kinder quer durch den Schulkreis verlegt würden. Die Länge der Schulwege entspreche den gültigen Vorgaben. Es soll auch nicht zur Entwurzelung einzelner Kinder kommen. «In der Regel werden ganze Strassenzüge miteinander einem anderen Schulhaus zugeordnet», erklärt er. Und er betont, dass ein Anstieg der Zahl fremdsprachiger Kinder oder von Kindern aus bildungsfernen Familien keinen negativen Einfluss auf die Schulleistungen der anderen Schüler habe. Erst ab einem Anteil von über einem Drittel komme es zum sogenannten Kippeffekt. «Genau das können wir mit dem Programm ja verhindern», sagt er.

«Kinder sind keine Betonröhren»

NZZ am Sonntag 4.4.2021, Leserbriefe

Ein Computerprogramm soll Klassen besser durchmischen.

«Schulen besser durchmischen» NZZ am Sonntag vom 28. März

Das Bestreben, Schulklassen leistungsmässig besser zu durchmischen, gibt es schon lange. Niemals jedoch wird sich die Lage mit einem Algorithmus verbessern lassen. Kinder sind keine Betonröhren und Schulen keine Abstellplätze, die man rein theoretisch verwalten kann. Die wichtigen zwischenmenschlichen Bezüge wird eine Zuteilung per Computer nie zufriedenstellend berücksichtigen können. Bei den vollmundigen Versprechungen des Projektleiters muss man nur staunen – es werden Illusionen sein; das sinnlos verbrauchte Geld hingegen wäre Realität.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Das Projekt, das sich da bildungspolitisch aktive Gutmenschen ausgedacht haben, ist so edel und hilfreich, dass man gar nicht dagegen sein kann. Allerdings legt die realitätsbasierte Erfahrung nahe, dass wie bei allen derartigen Projekten eine Nivellierung nach unten und nicht nach oben stattfinden wird. Auch wird ausgeklammert, dass leistungsschwächere Schüler in einem stärker fordernden Umfeld nicht zwangsläufig angespornt, sondern ebenso oft auch frustriert und ausgegrenzt werden können. Und besonders jene, die immer glauben, alles besser zu machen als die Amerikaner, sollten die dortigen Erfahrungen mit dem sogenannten *Bussing* von Schülern zur Kenntnis nehmen.

Bernhard O. Zweifel, Erlinsbach (SO)

Bei Schulzuteilungen muss eine ganze Reihe von Aspekten berücksichtigt werden, und zwar auch solche, bei denen ein Algorithmus absolut unbrauchbar ist. Nur schon das Erfüllen von Zuteilungswünschen der Eltern könnte den Algorithmus arg ins Schleudern bringen, und eine grössere Austauschaktion zwischen den bestehenden Einzugsgebieten der Schulhäuser brächte Härtefälle, die bei den Kindern viel Unheil stiften würden. Dass sich mit der ganzen Übung trotz grossem Aufwand der Anteil benachteiligter Schüler vermindern liesse, ist reine Spekulation, und auf das Fabulieren mit Chancengleichheit



und gymnasialen Quoten würde man wohl in diesem Zusammenhang besser verzichten.
Bruno Pfister, Galgenen (SZ)

Smalltalk statt Fremdsprache: KV steht vor grossem Umbau

NZZaS 4.4.2021, Schweiz, René Donzé

An der Reform der kaufmännischen Berufslehre entzündet sich ein neuer Sprachenstreit. Auch aus der Lehrerschaft gibt's Widerstand

Es ist mit Abstand die grösste Berufslehre der Schweiz. Sie umfasst etwa jede sechste Lehrstelle: Rund 13000 Jugendliche beginnen jedes Jahr die Ausbildung zur Kauffrau oder zum Kaufmann. Rund ein Drittel von ihnen absolviert gleichzeitig die Berufsmaturität, die als Sprungbrett an die Hochschulen dient. Nun wird diese Königin der Berufslehren reformiert, was zu Konflikten führt, bis hinauf in die Bundespolitik.

Im Kern geht es dabei um zwei Fragen: Welche Fremdsprache sollen die angehenden Kaufleute zwingend lernen? Und: Wie viel Grundlagenwissen wird künftig noch vermittelt? «Wir befürchten eine Niveausenkung der kaufmännischen Berufsschule», sagt eine Kritikerin aus den Reihen der Berufsschulen, die nicht namentlich genannt sein will. «Wir wollen den Beruf zukunftsfähig machen», sagt demgegenüber Roland Hohl, Geschäftsleiter der Schweizerischen Konferenz der kaufmännischen Ausbildungs- und Prüfungsbranchen, die bei der Reform federführend ist.

Rund 350 Leistungsziele

Künftig sollen die Lernenden nicht mehr in klassischen Fächern unterrichtet werden, sondern in sogenannten Handlungskompetenzbereichen. «Das Einzelfach wird zugunsten von Themenblöcken verschwinden», erklärt Hohl. Statt Deutsch steht dann etwa «Gestalten von Kunden- oder Lieferantenbeziehungen» auf dem Programm.

Der neue KV-Bildungsplan erinnert an den neuen Lehrplan²¹ der Volksschule, der wegen seiner Kompetenzorientierung heftig umstritten war. Er umfasst rund 200 Leistungsziele, welche die Lernenden in den Berufsschulen erreichen sollen, dazu kommen knapp 150 Ziele, die im Betrieb angestrebt werden. Die Lernenden lernen das Führen von «anspruchsvollen Beratungs- und Verhandlungsgesprächen» aber auch Smalltalk-Techniken: «Sie prüfen die Angemessenheit der Inhalte und die Qualität des Smalltalks», lautet ein Ziel.

Die Abschaffung der Fächer stösst in der KV-Lehrerschaft auf Skepsis. «Bisher haben wir die Grundlagen vermittelt, die gehen nun verloren», befürchtet eine Lehrerin. Die involvierten Fachleute hingegen sprechen von Wissenserwerb auf der Basis von konkreten Problemen. Dafür brauche es eine vermehrte Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Fachschaften. Dort gibt es auch Widerstand.

Für die beinahe gymnasial strukturierten KV-Schulen ist das ein Paradigmenwechsel. «Wir müssen unsere Komfortzone verlassen», bestätigt Philipp Müller, Rektor des Kaufmännischen Berufs- und Weiterbildungszentrums St. Gallen. «Das weckt bei der Lehrerschaft Ängste.» Aus seiner Sicht überwiegen jedoch die Chancen der neuen Ausbildung. Er betont aber: «Es wird weiterhin Grundlagenwissen brauchen. In diesem Bereich muss nachgeschärft werden.»

Politisch brisant an der KV-Reform ist die Fremdsprachenfrage. Hier drohte sich zu



wiederholen, was die Volksschule bei den Frühfremdsprachen durchgemacht hat: ein Hickhack um die Stellung der französischen Sprache in der Deutschschweizer Bildungslandschaft. Heute belegen die KV-Lernenden im E-Profil sowohl Französisch als auch Englisch. Sie machen die grosse Mehrheit aus (siehe Tabelle). Nur das viel kleinere B-Profil beschränkt sich auf Englisch. Mit der Reform werden nun aber die beiden Profile zusammengelegt. Und dann soll für alle nur noch eine Fremdsprache Pflicht sein, die zweite wird zum Wahlpflichtfach. Welche Sprache obligatorisch ist, sollen die Kantone bestimmen.

Zusammenhalt in Gefahr

Das weckte Ängste. Zürich und die Ostschweizer könnten Englisch als Pflichtfach wählen, da sie weit von der Sprachgrenze weg sind und auch im Frühsprachbereich das Englisch favorisieren. Viele KV-Lernende würden dann auf Französisch verzichten, sorgt sich etwa Bildungspolitikerin und Nationalrätin Martina Munz (sp.). Ein verheerendes Signal: «Dann würde Französisch auch an den Sekundarschulen an Bedeutung verlieren», befürchtet sie. Der Bund hat darum nun in der Anhörung eine Variante eingebracht, wonach die Pflicht-Fremdsprache eine Landessprache sein muss. Dennoch sehen Politiker erneut den nationalen Zusammenhalt in Gefahr. Auch die Erziehungsdirektorenkonferenz hat sich eingeschaltet.

Nun versuchen die Verbände die Brisanz der Sprachenfrage zu entschärfen. Sie betonen, dass alle Berufsmaturanden und viele KV-Lernende ohnehin zwei Fremdsprachen wählen. Zudem arbeiten sie an einer neuen Lösung: So sollen alle Lernenden im Wahlpflichtbereich entweder die zweite Fremdsprache wählen müssen oder eine Projektarbeit, in der sie die zweite Fremdsprache anwenden, etwa in einem Sprach austausch. Dann würden sicher alle KV-Lernenden in der Deutschschweiz mindestens eine gewisse Französischkompetenz erwerben. Was Kritiker als Verlegenheitslösung taxieren, bezeichnen die Verantwortlichen als Innovation. Geplant ist die Reform auf 2022. Inzwischen mehren sich Stimmen, die eine Verschiebung auf 2023 wünschen.

Die Volksschule trotz der Pandemie

NZZ 29.3.2021, Meinung & Debatte, Tribüne, Gastkommentar von *Thomas Minder*

Ein Jahr ist es her, als eingetreten ist, was wir uns nicht haben vorstellen können. Das öffentliche Leben in der Schweiz stand still, und die Schulen wurden geschlossen. Da und dort wurden Vermutungen angestellt, die Schülerinnen und Schüler hätten in den sechs bis acht Wochen während des Lockdowns zu geringe Lernfortschritte erzielt. Eine Studie der Universität Zürich belegt dies für die Zyklen 1 und 2 (Kindergarten bis 6. Klasse), aber nicht für den dritten Zyklus (Sekundarstufe I). Über die Gründe dafür können nur Vermutungen angestellt werden. Die fortgeschrittene technische Digitalisierung auf der Sekundarstufe I und die zunehmende Selbständigkeit der Jugendlichen zwischen 12 und 16 Jahren dürften dazu beigetragen haben, dass die allermeisten sich keine grossen Defizite eingehandelt haben.

Kommen wir zurück auf die ersten acht Jahre der Volksschule. Gerade im Kindergarten steht das Lernen in der Gruppe im Fokus. Dies kam in den Wochen des Lockdowns zu kurz, es liess sich nicht im Fernunterricht durchführen. Ausserdem bedeutet Teleunterricht stets ein Engagement der Eltern, die im Home-Office auch ihrer Berufstätigkeit nachgehen mussten. Auch die Ausstattung von Primarschulen mit digitalen Kommunikationsmitteln ist nicht auf demselben Niveau wie auf der Sekundarstufe. Zum Glück sind Lerninhalte und Kompetenzerwerb «curricular» aufgebaut. Themen wie zum Beispiel die Addition werden



während der Schullaufbahn eines Kindes mehrmals thematisiert. So dürfen wir zuversichtlich sein, dass die Kinder am Ende von elf Jahren Volksschule ohne Know-how-Lücken in die Berufswelt einsteigen können.

In vorbildlicher Manier haben Lehrpersonen und Schulleitungen die Herausforderungen angenommen und nach ersten Anlaufschwierigkeiten auch sehr gut gemeistert. Der Lernzuwachs in den Schulen als Organisation war gross, und vielerorts wurden die sich bietenden Chancen genutzt. Defizite – wie mangelnde technische Ausrüstung – wurden erkannt und Massnahmen zu deren Behebung eingeleitet. Nicht wenige Schulen oder gar Kantone haben Budgets bereitgestellt, damit Computer angeschafft werden können. Allerdings darf es nicht bei einer rein technischen Aufrüstung bleiben. Vielmehr sind die Schulen gefordert, die digitalen Mittel im Unterricht sinnvoll einzusetzen und darüber hinaus die pädagogische Schulentwicklung voranzutreiben.

In manchen Schulen löste der Lockdown einen Digitalisierungsschub aus, und die Entwicklung des Unterrichts fokussiert noch besser auf Fähigkeiten, die Schülerinnen und Schüler in Zukunft brauchen werden. In einer sich stetig verändernden Welt ist es wichtig, dass die Kinder und Jugendlichen ein gesundes Selbstvertrauen aufbauen. Dazu gehört, dass sie lernen, sich und ihre Fähigkeiten gut einzuschätzen. Ausserdem dürften demokratische Werte in einer immer komplexeren Welt an Bedeutung gewinnen. Wir müssen die jungen Menschen ermutigen und befähigen, die Verantwortung für ihr Leben und ihre Umwelt zu übernehmen.

Wenn wir die individuellen Voraussetzungen und Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen ins Zentrum unseres professionellen schulischen Handelns stellen, wird es uns gelingen, dass sie gerne zur Schule kommen. Den Grundstein für lebenslanges Lernen und ein Leben voller Chancen werden wir dann gelegt haben.

Thomas Minder ist Präsident des Verbands Schulleiterinnen und Schulleiter Schweiz (VSLCH).

Was sich aus Unterricht im Coronamodus lernen lässt

Condorcet Bildungsperspektiven, 4. April 2021, Gastautor Ralf Lankau

Professor Ralf Lankau ist im Condorcet-Blog kein Unbekannter. Der Experte für Informatik und digitalen Unterricht warnt kontinuierlich vor dem ungezügelten Einsatz digitaler Unterrichtsprogramme im Unterricht. Lesen Sie hier seine aktuelle Zusammenfassung der eingegangenen Studien.

Seit über 30 Jahren wird kontrovers über Digitaltechnik in Schulen diskutiert. Nutzen und Mehrwert sind bis heute nicht zweifelsfrei belegt. Daher kommen Vertretern der Digitalfraktion die durch Covid-19 erzwungenen Schulschließungen und der Wechsel zu Fernunterricht gerade recht. In dieser Ausnahmesituation konnten sie, ohne Diskussion, weitreichende Strukturen schaffen und Techniken etablieren. Schließlich musste der Unterricht weitergehen und Digitaltechnik in der Praxis geprüft werden. Es gibt ja gute Gründe, warum Unterricht weltweit in Präsenz stattfindet. Es sei hier nur auf eine Aktualisierung der Hattie-Studie verwiesen, die mit aller Klarheit formuliert, dass Medien und Technik immer nur Hilfsmittel im Unterricht sein können, kein Selbstzweck:

„Strukturen, Methoden und Medien alleine bewirken für effektives Lernen wenig. Entscheidend bleibt die Qualität des Unterrichts. Kooperation, soziale Interaktion und Teamarbeit zwischen Lehrenden und Lernenden stehen damit im Zentrum. Es sind letztlich die Menschen, die Strukturen, Methoden und Medien zum Leben erwecken.



(Zierer, 2020, 2)

Das sehen Protagonisten des Digitalunterrichts selbstredend anders. Begeistert verkünden sie die zunehmend vollständige Automatisierung von Unterrichten und Prüfen als Ziel. Digital- und Netzwerktechniken mit Internetdiensten, Schulcloud und Avataren als „Lernpartner“ seien nicht nur zeitgemäß, die Bereitstellung medialer Inhalte im Sinne einer digitalen und multimedialen Bibliothek sei vielmehr alternativlos. Aus „Lernbegleitern“ werden Sozialcoaches, weil Software selbst zum „Lernbegleiter“ wird, so jedenfalls Achim Lebert in einem Beitrag im Heft Schulverwaltung spezial 2/2021.

Das Unterrichten selbst und sogar das Prüfen würde zukünftig von Software übernommen. Ähnlich sieht es z.B. Olaf Köller, Direktor des Leibniz-Instituts für die Pädagogik der Naturwissenschaften und Mathematik (IPN, Kiel), der zwar für neue Inhalte noch auf Lehrkräfte und nicht nur IT-Systeme setzt, für das Üben, Hausaufgaben und eventuell erneuten Fernunterricht aber Software präferiert:

„Der Rubikon ist schon überschritten, es gibt kein Zurück mehr, was die Digitalisierung nach der Corona-Krise betrifft. Der Druck, über intelligente Software zu verfügen, wird immer größer, auch um die Lehrkräfte zu entlasten. In Kiel sitzen wir selbst an einem System, das den Lehrkräften die Korrektur von Aufsätzen abnimmt. Der Computer wertet automatisch aus, gibt Rückmeldung an Schüler und auch an die Lehrer, denen der Aufsatz mit vorgeschlagenen Lernhilfen zugeleitet wird.“ (Köller, zit. n. Ebbinghaus, FAZ 2020)

Köller reduziert Sprachvermögen und Textverständnis auf Mustererkennung, als wäre das Ziel des Schreibens von Aufsätzen das Repetieren stereotyper Phrasen. Standardtexte wie Börsen-, Sport- oder Wetterberichte können Computer mittlerweile ebenso schreiben wie Standardbriefe. Nur ist das gerade nicht das Ziel von Aufsätzen. Der Fehlglaube besteht darin anzunehmen, dass Sprache berechenbar sei wie eine mathematische Gleichung. Aber Köller glaubt daran, dass sich solche Automatisierungssysteme durchsetzen werden, da sich Situationen wie mit Covid-19 wiederholen könnten.

Diesen Technikpositivismus konterkarieren Analysen des Instituts für Arbeitsmarkt und Berufsforschung (IAB), das die Automatisierbarkeit von Berufen untersucht. Im Projekt „JobFuturomat“ (IAB, 2021) kann man in eine Suchmaske Berufe eingeben und bekommt angezeigt, ob und gegebenenfalls welche Bereiche automatisiert werden können. Bei Lehrkräften an Grundschulen sind 86% der Tätigkeiten nicht automatisierbar. Dazu gehören alle pädagogischen, fachlichen und zwischenmenschlichen Aufgaben (Didaktik, Pädagogik, Methodik, Pädagogische und Schulpsychologie, Unterricht im schulischen Bereich). Automatisierbar sei nur die Lernzielkontrolle (14%), das Köllersche Testen und Auswerten der Tests. Das Gleiche gilt für Lehrerinnen und Lehrer der Sekundarstufe I. Hier hat die Lernzielkontrolle einen Anteil von 11%, während 89% der beruflichen Tätigkeiten an die Person und Persönlichkeit der Lehrkraft gebunden und nicht automatisierbar sind. Die Arbeit von allgemeinen Pädagoginnen und Pädagogen ist nach der IAB-Datenbank sogar gar nicht automatisierbar (0%). Das gilt insbesondere für die Vermittlung von Wissen und Können (Bildungsarbeit, Didaktik, Methodik, Unterricht u.a.).

Eine Studie der Oxford Universität zu den Lernleistungen in niederländischen Schulen bestätigt, dass sich Fernunterricht schnell in Lerndefiziten zeigt. Dabei sind die niederländische Schulen technisch überdurchschnittlich gut mit IT und Endgeräten ausgestattet und der Einsatz im Präsenzunterricht ist üblich.

„Dennoch zeigen unsere Ergebnisse einen Lernverlust von etwa 3 Prozentpunkten oder 0,08 Standardabweichungen. Der Effekt entspricht einem Fünftel eines Schuljahres, also dem Zeitraum, in dem Schulen geschlossen blieben. Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass die Schüler nur geringe oder gar keine Fortschritte machten, während sie von zu Hause aus lernten, und legen nahe, dass die Verluste in Ländern mit schwächerer



Infrastruktur oder längeren Schulschließungen noch größer waren.“ (Engzell et.al. 2220)

Das Lernen alleine zu Hause am Bildschirm funktioniert offensichtlich bei vielen Kindern nicht. Deutlich größere Lerndefizite belegt eine Meta-Analyse, die Klaus Zierer (Augsburg) durchführte. Dabei wurden die Lernleistungen von 600.000 Lernenden aus den Niederlanden, der Schweiz und den USA ausgewertet. Bei aller Unterschiedlichkeit der Schulsysteme sei ein Vergleich durch ähnliche Pandemie-Maßnahmen möglich.

„Das Ergebnis ist eindeutig und nicht überraschend: In allen untersuchten Ländern haben die Schulschließungen mit Distanzunterricht zu einem negativen Effekt auf Seiten der Lernenden geführt. Der Rückgang der Lernleistungen entspricht durchschnittlich und hochgerechnet auf ein Schuljahr etwa dem Verlust eines halben Schuljahres. Er ist damit größer als die Dauer des Lockdown selbst, weil sich die eingefangenen Lernrückstände im Lauf des Schuljahres aufgrund fehlender pädagogischer Unterstützungsmaßnahmen noch weiter verstärkten.“ (Zierer, 2021, 30)

Lernrückstand und psychische Folgen

Das adäquate Mittel, die durch Schulschließungen und Fernunterricht entstandenen Lernrückstände beurteilen und kompensieren zu können, sind vergleichende Leistungserhebungen, vor dem Entwickeln von Unterstützungsangeboten. „Eine aussagekräftige Diagnose ist die Basis jeder Förderung“ (Zierer). Umso irritierender war, dass diese Lernstandserhebungen wegen Covid-19 zunächst ausgesetzt werden sollten. Doch das Scheitern des digital basierten Fernunterrichts und das ebenso gescheiterte „selbstorganisierte Lernen“ (Sol) lässt sich nicht leugnen. 20 bis 25 Prozent der Schüler hätten vermutlich große oder sogar dramatische Rückstände, so das BMBF im März 2021, weswegen ein milliardenschweres Nachhilfeprogramm aufgesetzt werde. (DLF, 2021). In den Sommerferien oder spätestens zum neuen Schuljahr sollen zusätzliche Förderangebote bereitgestellt werden, so das Ministerium.

Anteil der Kinder und Jugendlichen mit einer geminderten Lebensqualität



Copsy-Studie: Starke psychische Belastungen

Wie wäre es, die nicht abgerufenen Milliarden des „Digitalpakts Schule“ umzuwidmen in einen „Bildungspakt Schule“ und damit Lehramtsstudierende für Betreuung und Nachhilfe zu finanzieren? Auch wären mehr feste Stellen für Schulpsychologinnen und Sozialarbeiter sinnvoll. Denn nicht nur die schulischen Leistungen leiden unter Corona-Bedingungen. Die beiden Copsy-Studien (CO-rona und PSY-che) der Hamburger Kollegin Ravenssieberer (UKE) belegen starke psychische Belastungen bei jungen Menschen. In der zweiten Befragung von Mitte Dezember 2020 bis Mitte Januar 2021 wurden mehr als 1000 Kinder und Jugendliche und mehr als 1600 Eltern per Online-Fragebogen befragt. Die Ergebnisse sind eindeutig: Acht von zehn der befragten 7–17-jährigen fühlen sich durch die Lockdown-Maßnahmen belastet, eine Zunahme von 71 % auf 85 % im zweiten Lockdown. Zwei Drittel der Befragten empfinden Schule und Lernen anstrengender als im ersten Lockdown. Drei von 10 Kindern weisen psychische Auffälligkeiten auf. (Ravenssieberer, 2021b).



Geldsorgen

Das bestätigen die JuCo-Studien I und II (Jugend und Corona). Die Corona-Pandemie stelle junge Menschen in Deutschland vor große Herausforderungen. 61 Prozent fühlen sich teilweise oder dauerhaft einsam. 64 Prozent stimmen zum Teil oder voll zu, psychisch belastet zu sein. 69 Prozent berichten von mehr oder weniger stark ausgeprägten Zukunftsängsten. Ein Drittel der Jugendlichen (34 Prozent) hat zudem finanzielle Sorgen, wobei Geldsorgen und Zukunftsängste die psychische Belastung und die Einsamkeit verstärken. (Andresen et.al. 2021)

Darauf macht auch ein Bündnis von fünf Verbänden von Kinder- und Jugend-Psychotherapeuten, -Psychiatern und -Ärzten aufmerksam, das 60 000 Berufsangehörige repräsentiere und von weiteren 23 psychotherapeutischen Berufs- und Fachverbänden unterstützt werde. Sie beobachten seit dem zweiten Corona-Lockdown verstärkt Angst- und Schlafstörungen, Depressionen, Zwangs- und Essstörungen, selbstverletzendes Verhalten und Suizidalität. Unter dem Motto „Kinder brauchen mehr/Jugend braucht mehr“ fordern sie von den politisch Verantwortlichen, dem Leiden von jungen Menschen in der Corona-Krise mit einem Maßnahmenpaket zu begegnen. Gefordert wird ein Kinder- und Jugendrat, ähnlich wie der Ethikrat, die Unterstützung von Sport- und Kulturangeboten für Kinder und Jugendliche und z.B. ein Hilfe-Telefon für junge Menschen in Not mit Beratung durch Fachpersonal statt durch Freiwillige. Es dürfe nicht nur um versäumten Schulstoff gehen, sondern es werde Unterstützung auch „jenseits von Leistungsorientierung“ gebraucht, so Ariadne Sartorius, Bundesvorstandsmitglied des BVVP. (Feuerbach, 2021)

Besinnung auf Schule als Lebens- und Sozialraum

Entscheidend ist daher bei allen Konzepten, dass nicht nur Lernlücken erfasst und durch gezielte Förderung kompensiert werden, sondern dass auch die sozialen und emotionalen Bedürfnisse junger Menschen berücksichtigt werden. Schulen sind für Kinder und Jugendliche oft der wichtigste außerfamiliäre Ort, um Mitschülerinnen und Mitschüler zu treffen, Freundschaften zu beginnen und sich in Klassen- wie Sozialgemeinschaften einzugliedern. Nur im Miteinander werden wir zum „Ich“. Nur durch die Gemeinschaft und in der Gemeinschaft lernen wir, wie vielfältig Menschen und ihre Persönlichkeiten, Sicht- und Reaktionsweisen sind. Nur im Kontext mit anderen lernen wir das Nachdenken und Reflektieren, statt nur Vorgegebenes zu übernehmen. Zum Denken-Lernen als Ziel von Lehre und Unterricht brauchen wir ein menschliches Gegenüber, den direkten Dialog. Das formulierte schon Immanuel Kant im Text „Was heißt: sich im Denken orientieren?“ (1786). Sonst bekämen wir nur leere Köpfe, die zwar das Repetieren (heute: Bulimie-Lernen) trainieren, aber nicht selbständig denken und Fragen stellen könnten.

Mündigkeit und Reflexionsvermögen sind laut Schulverordnungen der Länder elementare Bildungsziele. Das gelingt nur, wenn wir die Verkürzung des Fächerkanons auf die MINT- oder WiMINT korrigieren, die Schule und Unterricht auf Ausbildungsvorbereitung in technischen Disziplinen verkürzen. Verstärkt werden muss vielmehr die Allgemeinbildung. Dazu gehören auch „weiche“ Fächer wie Kunst- und Musikunterricht. Gefördert werden müssen Tanz- und Theatergruppen und gemeinsame Aktivitäten wie Exkursionen, Wandertage, Klassenfahrten, auch Bewegung und Sport. Um pandemiebedingte Lernrückstände auszugleichen, darf nicht nur Abprüfbares trainiert werden. Vielmehr müssen wir Realräume schaffen für ein Miteinander, nach vielen Monaten Isolation an Display und Touchscreen. Der Mensch ist ein soziales Wesen und kann sich nur in Gemeinschaft sozialisieren. Daher müssen wir Schulen viel stärker als einen sozialen Lebensraum des Miteinanders und gemeinsamen Lernens gestalten, statt Kinder und Jugendliche immer früher an Rechner zu vereinzeln. Das zumindest sollte als Ergebnis von Fernunterricht im Coronamodus gelernt werden.



«60 Prozent Sinnlosigkeit, 30 Prozent Langeweile, 10 Prozent Social Media»

NZZ 30.3.2021, Schweiz, Ronja Fankhauser Autorin

21-jährig im Jahr 2021: Vielleicht gibt es kein schlimmeres Alter für die Corona-Krise. Von Ronja Fankhauser

Den Grossteil meines einundzwanzigsten Lebensjahres verbringe ich im Bett. Vom Bett aus gehe ich zur Schule, an Sitzungen, an Workshops, an Treffen, per Skype, per Zoom, per Teams. Ich schlafe im Bett, ich lese im Bett, ich schreibe im Bett. Ich beginne ein Studium. Ich sehe die andern ein paarmal im Herbst, dann nicht mehr. Vielleicht gibt es kein schlimmeres Corona-Alter als meines. Was ist mit den Partys, den Abstürzen? Was ist mit der Maturafeier? Was ist mit Dating-Apps, Backpacker-Reisen nach Australien? Was mit dem abenteuerlichen Zwischenjahr, was damit, die Liebe des Lebens per Zufall in einer Bar zu treffen? Es fühlt sich fast an, als würde die Gesellschaft uns etwas schulden. Zwölf Monate Lebenszeit, eine Zukunftsperspektive.

Was bleibt uns noch, als in unseren Wohnungen eingesperrt auf das Ende der Welt zu warten, pessimistisch, müde und handlungsunfähig?

[...]

Ronja Fankhauser, geboren 2000, studiert am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel. Ihre Maturaarbeit über das Erwachsenwerden, «Tagebuchtage, Tagebuchnächte», ist im Lokwort-Verlag erschienen. Sie wurde zum Bestseller.

[Mehr...](#)

«Ich habe gemerkt, dass ich verloren bin»

Tages-Anzeiger 4.6.2021, Zürich, Liliane Minor

Funktionale Analphabeten in Zürich • 140'000 Menschen im Kanton Zürich können kaum lesen und schreiben, geschweige denn einen Computer bedienen. Zu ihnen gehört der Stellensuchende Drago Dragicevic. Er erzählt, was das bedeutet.

32 Jahre hat Drago Dragicevic am Flughafen im Service gearbeitet. Er sah keinen Grund, weshalb er sein Berufsleben nicht dort beenden sollte. Dann kam Corona. Ende Jahr erhielt der gebürtige Serbe die Kündigung, fünf Jahre vor der Pensionierung. Nun muss er auf Geheiss des RAV mindestens zehn Bewerbungen pro Monat abschicken. Er, der noch nie in seinem Leben einen Computer bedient hat und kein Smartphone besitzt.

Jetzt sitzt Dragicevic an einem Tisch in einem Pavillon namens Gleis 5 mitten in Kloten. Hier findet zweimal pro Woche eine sogenannte Lernstube statt: ein Kurs für Menschen, die Mühe mit Lesen und Schreiben haben oder mit dem Computer nicht zurechtkommen. Hier lernt Dragicevic, im Internet Stelleninserate zu finden, Mails zu beantworten, Bewerbungen zu verfassen und abzuschicken. «Ohne Frau Mirjam könnte ich das nicht», sagt er. Frau Mirjam: Das ist Mirjam Brotz, Animatorin in der Lernstube.

«Formulare sind Horror»

Dragicevic ist kein Einzelfall. Allein im Kanton Zürich sind gemäss der Studie «Lesen und Rechnen im Alltag» schätzungsweise 140'000 Erwachsene zwischen 16 und 65 funktionale Analphabeten. Wobei dieser Begriff für Brigitte Aschwanden, Projektleiterin Grundkompetenzen bei der Zürcher Bildungsdirektion, etwas irreführend ist.



Denn die meisten Betroffenen haben in der Schule durchaus Lesen und Schreiben gelernt, zwei Drittel haben gar die gesamte Schulzeit in der Schweiz absolviert. «Diese Menschen können eigentlich lesen, sie verstehen einfache Texte», sagt Aschwanden, «aber sie sind sehr langsam und haben Mühe, relevante Informationen und Zusammenhänge zu erkennen. Viele tun sich enorm schwer mit Schreiben. Und amtliche Formulare sind der Horror.»

Die Lese- und Schreibschwäche hat Folgen. Sie führt unter anderem dazu, dass die Betroffenen mit dem Computer kaum zurechtkommen. Dessen Struktur - Dinge wie Drop-down-Menüs, Dokumentenverwaltung, Passwörter, Warnmeldungen - überfordert sie. Im Internet finden sie kaum nützliche Informationen wie Stelleninserate. Betroffen sind keineswegs nur Ältere, sondern auch junge Menschen. Die haben zwar öfter ein Smartphone, aber gerade weil sie fast alles damit machen, fehlt ihnen die Übung am Laptop.

Vielen geht es dabei wie Drago Dragicevic: Solange im Alltag alles reibungslos läuft, sind die fehlenden Kompetenzen kein grosses Problem. «Ich habe bei der Arbeit nie einen Computer oder ein Smartphone gebraucht», sagt Dragicevic, «für mich zählte nur das Wohl meiner Gäste. Ich habe gesehen, wie andere sich von ihrem Gerät ablenken liessen. Das wollte ich nicht.» Und privat? Wäre es nicht einfacher, er könnte zum Beispiel Termine online buchen? Tickets kaufen? Dragicevic guckt verständnislos. Er könne ja alles per Telefon und am Schalter erledigen, was er brauche.

Es war schon immer so, dass Krisen fehlende Kenntnisse schmerzhaft spürbar machen. Doch jetzt funktioniert die Pandemie wie ein Brennglas. Sie hat gerade in Tieflohnbranchen die Digitalisierung extrem beschleunigt. Wo man früher persönlich vorbeiging, um sich zu bewerben, und den Arbeitsvertrag schon mal per Handschlag in einem Café besiegelte, da läuft das Bewerbungsverfahren plötzlich online. Einsatzpläne und Mitteilungen, die früher im Pausenraum aufgehängt wurden, werden neuerdings per Mail verschickt.

«Plötzlich sind viel mehr Menschen gezwungen, einen Computer zu benutzen», sagt Martina Alig, Leiterin der Koordinationsstelle Grundkompetenzen bei der Zürcher Bildungsdirektion. «Wer schlecht lesen und schreiben kann, wer grundlegende Informationstechnologien nicht beherrscht oder zu langsam ist, wird abgehängt.»

Hier kommen die Lernstuben wie jene in Kloten ins Spiel. Es ist zwar Zufall, dass der Kanton ausgerechnet im Corona-Sommer ein umfassendes Programm gestartet hat, um Menschen zu helfen, denen elementare Grundkompetenzen fehlen - aber eines ist sicher: Das Programm kommt angesichts der Pandemie keinen Monat zu früh.

Weitere Lernstuben geplant

Vier Lernstuben existieren bereits, in Kloten, Dübendorf, Zürich-Altstetten und Zürich-Oerlikon. Alle sind gut besucht. Kloten zum Beispiel platzt mit knapp 40 Besucherinnen und Besuchern, die seit Januar im Schnitt vier- bis fünfmal in der Lernstube waren, bereits aus allen Nähten. Oerlikon verzeichnet seit letztem September gut vierhundert Teilnahmen. In den nächsten Jahren sollen bis zu zwölf weitere Lernstuben in möglichst allen Teilen des Kantons entstehen. Vergangene Woche hat der Kantonsrat dafür einen Rahmenkredit von knapp 15 Millionen Franken für die nächsten vier Jahre bewilligt. Die Hälfte dieser Kosten trägt der Bund.

Es fehlt Zeit, Geld, Mut

Wie aber kommt es, dass so viele Menschen selbst elementare Fertigkeiten nicht beherrschen? «Ich bin ein altes Modell», lächelt Dragicevic, zuckt mit den Schultern, dann wird er nachdenklich: «Ich habe irgendwie die Chance verpasst. Vielleicht hatte ich auch Angst, ich könne das nicht.»



Wenn Menschen Grundkompetenzen fehlten, stünden oft schlechte Erfahrungen in der Schule am Anfang, sagt Brigitte Aschwanden: «Die Betroffenen versuchen, das Lesen und Schreiben zu vermeiden, was zur Folge hat, dass es ihnen immer schwerer fällt.» Es beginnt ein Teufelskreis, verstärkt durch die Scham, etwas nicht zu beherrschen, was man nach einer Schulbildung in der Schweiz können müsste.

Hinzu kämen prekäre Lebensumstände, sagt Mirjam Brotz von der Lernstube Kloten: «Sehr oft haben diese Leute einen Knochenjob, manche haben auch mehrere Stellen, um irgendwie aufs Existenzminimum zu kommen.» Für das so gern propagierte lebenslange Lernen fehlten ihnen die Zeit, das Geld, der Mut - und selbst wenn sie all das hätten, wäre das Niveau in den meisten Kursen zu hoch.

Die Lernstuben wollen hier einen bewussten Gegenpol bilden. Die Atmosphäre soll möglichst nicht schulartig sein, der Zugang kostenlos und einfach. Es gibt keine fixe Kursdauer, eine Anmeldung ist nicht nötig, geübt und gelernt wird individuell.

Drago Dragicevic hat sich neulich einen eigenen Laptop gekauft. Stolz erklärt er Mirjam Brotz, was er bereits beherrsche. «Sie lernen schnell», lobt ihn Brotz. Dragicevic lächelt. Noch braucht er «Frau Mirjam». Aber sein Ziel ist klar: «Ich will das jetzt selbst können.»